



Zu diesem Buch:

„Ich wollte ein Buch über die Jobs schreiben, mit denen ich über all die Jahre mein Geld verdient habe. Es müssen an die 50 gewesen sein. Es sollte sehr schnell und assoziativ geschrieben werden. Ich fing damit an, und mit einem Mal, war da auch dieser spontane Trip nach Griechenland. Das war in Ordnung. Ich nahm ihn mit hinein. Und auch diese drei Katzenbabys, unten, im Süden von Kythira, die ich gesäugt und aufgezogen habe. Eigentlich gegen meinen Willen. Aber damals geschah beinahe alles gegen meinen Willen, und da konnte ich auch drei Katzenbabys das Leben retten. Danach taten sie etwas, das mich sehr berührt hat, und das mir seither wie eine Art Gleichnis für mein Leben, und das meiner Freunde, erscheint.“

Andreas Niedermann, geboren 1956 in Basel, lebt als Schriftsteller und Verleger in Wien. Er war nach einer Laborantenlehre lange in Europa unterwegs und arbeitete in fast 50 Berufen. Publierte einige Romane und Bücher mit Kurzgeschichten. Letzte Veröffentlichung: „Blumberg“ / Roman roir.)

© Songdog Verlag, Wien
2. Auflage /5/ 2019
Originalausgabe
Cover: Yvo Egger
ISBN 978-3-9502890-2-2

Andreas Niedermann

DIE KATZEN VON KAPSALI

Ein langer, autobiografischer Kurzroman.

songdog
verlag 

Tritt überall ein. Antworte auf alles. Da du schon tot bist,
wer sollte dich töten?

Arthur Rimbaud

Da war die Sache mit den Jobs: Wenn du nicht mehr weiter weißt, verschaff dir einen Job. Egal welchen. Ein Allheilmittel war's nicht. Aber es war alles was ich konnte. Der Haken daran? Es brachte mich auch nicht weiter. Denn wer hatte damals schon Interesse an bezahlter Arbeit? Ich jedenfalls nicht. Und ich kannte auch sonst keinen. Aber so ein Job hatte auch seine guten Seiten, war manchmal geradezu angenehm. Und manchmal nicht. Hatte man einen, brauchte man an nichts anderes zu denken. Alle Probleme schienen gelöst. Man machte einfach seinen Job, ging am Morgen hin und kam am Abend geschlaucht nach Hause. Damit hatte es sich. Es war zu einfach. Aber es gab auch die angenehme Seite. Man hatte mal wieder Geld. Geld war okay. So wie Straßen okay waren. Oder Gitarren. Geld war eigentlich mehr als okay. Vor allem große Scheine. Sie blieben nie lange. Wie höflicher Besuch. So ein Geldschein war der perfekte Gast. Länger als drei Tage blieb der nie. Er verabschiedete sich manchmal in Etappen und hinterließ einen feinen Duft in der Wohnung. Wohlgefühl im Gedärm. Und Wehmut. Und das Wissen, dass man bald wieder ran musste.

Diesmal fand ich einen Job auf dem Bau. Wir verlegten eine neue Wasserleitung, unten, am Bodensee. Ein Schweißer, ein Baggerführer, und ich, der Nichtweiterwischer. Der Baggerführer sah aus wie der Schriftsteller Franz Hohler. Können Sie sich Franz Hohler als Baggerführer vorstellen? Wie er mit den Händen in den Hosentaschen in den Graben hinunterlinst und darauf wartet,

dass der Schweißer und ich mit dem Anschlussstück fertig sind? Damit er das nächste Rohr runterlassen kann. Als Baggerführer wird man bequem. Wie unterbeschäftigte Kellner. Ein unterbeschäftigter Kellner hasst die Gäste. Sie geben ihm zwar etwas zu tun, aber nicht richtig. Er kommt so nicht auf Touren. Er kann seine Stärken nicht ausspielen. Seine Schnelligkeit. Seine Auffassungsgabe. Seine Organisationstalent. Er wird träge und böse. Er rechnet nach, was die paar Kunden ihm *nicht* einbringen. Lohnt sich nicht, sagt er sich. Er wird unwillig. Unwirsch. Oder gar ranzig. Selbst gute Kellner. Gute Kellner wollen kellnern. Gute Kellner wollen sich am Limit bewegen, an der Grenze zur Überlastung. Und diese Grenze immer weiter hinausschieben. Jeder ist auf seine Art ein Extremsportler. Außer Baggerfahrer. Ich habe noch keine extremen Baggerfahrer erlebt. Baggerfahrer wollen die Hände bis zum Ellenbogen in den Taschen versenken und ihrer Wampe beim Wachsen zusehen. Vor allem wenn sie aussehen wie Franz Hohler. Meine Erfahrung.

Vor diesem Job hatte ich einen anderen. Na klar. Ich war Kranführer. Auch Staplerfahrer. Das war damals alles ganz simpel. Heute braucht man einen Schein dazu. Ein permis conduit. Staatlich. Oder so. Was weiß ich. Damals, als ich anfang, sagte der alte Wildi nur: „Du fährst jetzt den Kran.“ Ich kletterte rauf. Hinter mir, Hans, der Chef. Ich setzte mich. Hans sagte: „Mit diesem Hebel geht's vor und zurück. Mit dem rauf und runter. Und mit diesem fährst nach links und nach rechts. Da ist der Hauptschalter. Hau einfach drauf, wenn du Feierabend machst.“

Dann war ich allein. Unten stand der alte Wildi, winkte und zeigte mir welchen Stahl er haben wollte. Ich fuhr los. Es war Winter. Unter mir der ganze Rost. Winkel-eisen, Flachstähle, Armierungsgitter, Rohre, I-Träger. Alles kackbraun angerostet. Dazwischen der Schnee mit Wildis Fußabdrücken. Wildi war alt und krumm und immer schlecht gelaunt. Ich mochte ihn. Er mochte mich auch. Er war ein richtiger Eisenfresser. Hatte sein ganzes Leben im Stahl verbracht, sozusagen voll im Rost. Eisenbieger. Da geht einiges kaputt. Hüfte, Wirbelsäule, Gelenke. Jetzt als alter Mann, war er der Herr über all das Eisen vor der Halle. Und ich war sein Kranführer. Ich blieb bis Mittag in der Kabine. Dann kletterte ich runter. Wildi nickte. „Ich seh’s in den ersten zwei Sekunden, ob’s einer kann oder nicht!“ So wurde ich Kranführer.

Auf die gleiche Art lernte ich das Staplerfahren. Hans war wieder mein Lehrmeister. „Damit hebst du die Gabel an, so wird gekippt, so geht’s rückwärts, so vorwärts, da ist die Bremse, und hier das Gas. Los geht’s!“ Und los ging’s. Aber meistens hockte ich auf der Kanzel und ließ mich von Wildi zu den Eisen dirigieren. Es war Winter und ich hatte einen Thermoskrug mit Kräuterschnaps angereichertem Kaffee dabei. Anfänglich fand ich die Kran- und Staplerfahrerrei recht unterhaltsam. Ich habe eine Schwäche für Maschinen. Und für Präzision. Das beste Gefühl war es, alle Hebel des Krans gleichzeitig zu bedienen, so dass die Laufkatze vorwärts lief, der Haken sich absenkte und der ganze Kran auch noch nach links oder rechts bewegte. Punktgenaue Landung. Das war mein Ehrgeiz. Wildi tobte vor Begeisterung. Konnte man sehen. Er hob mehr als einmal bewundernd eine Augen-

braue. Mehr Lob und uneingeschränkte Bewunderung bekam die Welt von ihm nicht zu Gesicht.

Als ich es draufhatte, begann ich mich zu langweilen. Ich arbeitete nur noch Nachmittags. Vormittags wollte ich Gedichte schreiben. Oder Gitarre spielen. Aber ich schlief bis elf, stand dann auf, trank Kaffee, füllte meine Thermoskanne, fuhr mit dem Bus ins Eisenteillager und setzte mich in meine gelbe Kanzel.

Wir wohnten damals in einem Haus in der Ruhbergstraße. Ein Palast voll Wohngemeinschaften. Mein Freund Mexx besaß eine 38-er Smith&Wesson mit 7 inch Lauf und damit schossen wir im Keller auf Äpfel. Der Schusslärm war enorm. Der Rückstoß bis in die Zehen zu spüren. Über uns spielte jemand Gitarre. Was von Dylan, glaube ich. Das war irgendwie diabolisch. 1978. Einige der RAF-Leute waren noch auf der Flucht. Die Fahndungsplakate hingen überall aus. Dauernd quatschte jemand über die RAF. Wir fanden sie irgendwie gut und auch irgendwie nicht. Aber ich war nicht ehrlich. Sie störte mich. Enorm. Auch die Diskussionen darüber. Bob Dylan und Leo Cohen kamen nicht gut. Die galten als Kleinbürger. Überall konnte man die erste Platte von Nina Hagen hören. Die Mädchen färbten sich die Haare rot und machten Ärger. Wir hatten alle irgendwie Beziehungsknatsch. Vorher hatten wir Freundinnen gehabt, jetzt waren wir in Beziehungen. Vorher war Sex eine mehr oder weniger unschuldige Sache, jetzt war er ein Problem. Wenigstens jener in der Beziehung.

Es konnte vorkommen, dass das Haus völlig pleite war. 6 große 4-Zimmer Wohnungen mit meistens 15 Bewohnern und nicht eine Münze. Dann gingen wir runter in die

„Glocke“ zu Bruno. Es gab Sandwiches aus Bauernbrot mit Schinken und Kredit. Die Brote waren so groß und dick wie mein Unterarm. Und Essiggurken. Bruno war eine gute, unbekümmerte Seele. Wir verdankten ihm unser Leben. Ich denke, er hielt uns nicht für Anarchisten. Er selber war aber einer. Fuhr zwanzig Jahre ohne Führerschein. Dann erwischte es ihn, weil er im Knüll die Kurve nicht kriegte und einem geparkten VW-Irgendwas den Kotflügel eindellte. Er versuchte noch abzuhaue. Aber er fuhr so'n großen Amischlitten und von denen gab's schon damals kaum mehr welche. Dass er zwanzig Jahre ohne Führerschein durchgekommen war, ließ in mir den Entschluss reifen, es ebenso zu halten. Ein Jahr später fuhr ich dann auch ohne Führerschein. Bei mir lief es allerdings etwas anders als bei ihm. Während er zwanzig Jahre unentdeckt blieb, dauerte es bei mir zwanzig Minuten. Unten in Südfrankreich. Aber ich wand mich raus und kriegte den Kopf aus der Schlinge. Irgendwie schaffte ich es, unter den Augen von Francois dem Gendarm, nach den ersten 5 Minuten Fahrzeit meines Lebens, einen Kleinbus rückwärts zwischen zwei andere Wagen einzuparken. Das, fand ich, war mehr als eine harte Führerscheinprüfung. Ich beschloss, dass ich sie bestanden hatte. Und zwar mit Bravour.

Aber in unserem Palast spitzte sich die Lage zu. Rein emotional. Nichts klappte mehr richtig. Es wurde Herbst. Unten am See begann der Tag mit mächtigen Nebelbänken die aus dem nassen Gras aufstiegen und sich überhaupt nicht mehr auflösen wollten. Meine Kniegelenke knackten, wenn ich die schweren Holzböcke platzierte. Franz Hohler hatte die Hände in den Hosentaschen. Die

Holzböcke, fand er, waren kein ausreichender Grund um seinen Bagger anzuwerfen. Der Schweißer war ein Landei, das sich zur Rennfahre berufen fühlte. Er fuhr so eine frisierte Karre. Durch die Dörfer peste er mit 90 km/h. Da war er konsequent. Mindestens 40 km/h über der Vorschrift. „Und außerhalb der Dörfer?“, fragte ich mal. „So viel wie die Karre hergibt“, sagte er. Es war nur eine Frage der Zeit bis er einen Hund niederfuhr. Oder ein Kind. Er war ein richtiges Arschloch. Aber seine Schweißnähte entstanden in einer affenartigen Geschwindigkeit. Vielleicht muss man ein Arschloch sein um gute Schweißarbeit zu liefern. Ich weiß es nicht. Ich kenne auch heute noch einen guten Schweißer. Er ist ebenfalls ein Arschloch, und hält sich zudem für ein Genie. Die Probleme mit meinem rechten Knie wurden schlimmer. Ich war 22. Das Knacken hörte sich nun an, als würden trockene Äste brechen. Keine Ahnung was los war. Ich ignorierte die Schmerzen und machte weiter mit den Holzböcken. Der Schweißer raste weiterhin in der Mittagspause durch die Dörfer. Franz Hohler versenkte weiterhin die weichen Hände in den Hosentaschen. Ich hätte zum Arzt gehen können. Nur, was hätt's mir gebracht? Als Zeitarbeiter hieß krankgeschrieben sein einfach nur, dass du die ersten drei Tage keine Kohle kriegst. Für solche Späße hatte ich keine Zeit. Ich wusste nicht, was ich tun sollte. Das war nichts Neues. Ich wusste nicht mal genau, warum ich diesen Job machte. Ich drückte mich einfach um dies und jenes herum. Aber was war dies und jenes? Immer dasselbe. Ich wusste nicht, was ich wollte. Naja, irgendwie schon. Aber irgendwie auch nicht. Und wenn man glaubte es zu wissen, wusste man nicht, wie man es be-

kam. Das ging fast allen so. Man machte dies und machte das. Ich spielte auf Zeit. Mach ich immer noch. Auf Zeit spielen. Darin bin ich gut. Warten, das sich aus der Tiefe des Raums eine Chance eröffnet. Eine unerhörter Zufall. Eine Wendung. Eine Unbedingtheit. Ein Wunder. Dass die Götter die Dinge entscheiden. Damals kannte ich von Henry Miller nur den Namen. Ich hatte von ihm gehört. Wie von einem noch fernen Revolverhelden, der unterwegs war, um mich zu stellen. Ich hatte Angst, seine Bücher zu lesen und befürchtete, dass er irgendwas von mir verlangen könnte. Oder dass er mir einen Spiegel vorhielt, und ich mich sehr klein und sehr unbedeutend fühlen würde. Also stieg ich in die Gräben mit den schwarz ummantelten Wasserrohren. Die Erde war feucht, schwer und hellbraun wie Hundedünnpfiff. Franz Hohler hatte immer noch die Hände in den Taschen. Die Knie knackten. Der Schweißer schweißte und raste durch die Dörfer. Die Wasserleitung würde irgendwann zu einem Ende finden. Aber wo und wann? Der Graben zog in langgezogenen Kurven durch die gelb werdenden Wiesen, eine feuchte, lehmfarbene Narbe hinterlassend. Am Freitagabend holte ich meinen Wochenlohn ab. Zu Hause war niemand. Ich stopfte einen Schlafsack in meine Tasche. Legte das Songbook von Dylan dazu, ging zum Bahnhof und kaufte mir ein Ticket nach Brindisi. Zehn Minuten später saß ich im Zug.

Wir erreichten Brindisi am frühen Morgen. Ich stieg aus dem Zug und machte mich auf die Suche nach dem Meer. Wenn ich irgendwo ein Meer in der Nähe weiß, muss ich hin. Hin und rein. Egal zu welcher Jah-

reszeit. Egal welches Meer. Egal wie warm oder wie kalt. Ob klar oder trübe. Ich kam ja nicht oft ans Meer. Jenes in Brindisi roch nach Schweröl. Auf den Steinen im Wasser klebten zwei Milliarden Seeigel, sie waren schwarz davon. Rein zu kommen war kein Problem, wie man so sagt. Flacher Hechtsprung. Raus ging das nicht. Das war eine Sache über die ich nicht nachgedacht hatte. Ich schwamm die ganze verdammte apulische Küste ab, um einen hellen Fleck zu finden, auf den ich meinen Fuß stellen konnte. Aber so lernte ich wenigstens die Gegend kennen. Vom Meer aus. Ginsterbüsche auf Karst. Oder so. Darüber ein blassblauer Himmel. Der Geruch des Meeres war betörend. Wie immer. Der Geruch des Meeres macht mich glücklich. Der beste Geruch der Welt ist der nach Salzwasser und Kerosin. Das ist Süden. Destillierte Sehnsucht. Wie gesagt. Das alles gefiel mir sehr. Und wie auch nicht? Ich war gerade den kalten, feuchten Gräben des Thurgaus entstiegen. Die Sonne schien auf meinen weißen Rücken und meinen langhaarigen Kopf. Ich stieg bei einer Müllkippe aus dem Meer und wanderte bloßfüßig über scharfkantige Steine zurück zu meinen Sachen. Ich dachte nicht daran, dass man mir alles geklaut haben könnte. An sowas dachte man nicht. Aber als ich dann doch daran dachte, gefiel mir der Gedanke nicht besonders. Nur noch in der Unterhose. Stiefel, Hose, Hemd, Geld, Pass und Schlafsack weg? Auch Dylan wäre weg. Das hätt ich vermutlich verschmerzen können. Aber wer weiß? Es war kein Mensch zu sehen. Nur das Meer, die Müllkippe, die Seeigel und ich. In der Ferne Schiffe, winzig, auf der klaren Linie von Himmel und Wasser. Aber es war alles noch da. Ich wanderte zum Hafen. Trank einen

Espresso und berauschte mich am Anblick der Fährschiffe. Sie sahen aus wie angeleinte Wohnblocks. Dann stand ich auf, stellte mich in eine Schlange mit jungen deutschen Hippie-Urlaubern und kaufte mir für 30 Franken eine Überfahrt nach Patras.

Die Sache mit der Arbeit. Mit 10 fing ich richtig damit an. Nach der Schule. Keine Ahnung warum. Das war normal. Arbeiten. Taten alle. Niemand saß rum. Alle taten immer irgendwas. Damals wurden nicht nur die Hemden gebügelt, sondern auch Unterwäsche und Betttücher. Jedes Bett hatte zwei davon. Kein Stretch. Einmal pro Woche war Washtag. Kein Geschirrspüler. Kochen und alles. Ich lernte wie man richtig Bettbezüge aufzog. Wie man bügelte, Geschirr spülte und trocknete. Wie man Unkraut jätete. Und andere Sachen. Die meisten Dinge mache ich immer noch so, wie ich sie damals gemacht habe. Das sind die „ewigen Handgriffe“. Man kann einen Bettbezug nur auf eine einzige Art aufziehen. Es ist wie beim Fahrrad. Kann man auch nicht verbessern. Es gibt Dinge, und Menschen, die kommen schon perfekt zu Welt. Wie Mozart oder Jimi Hendrix.

Nach der Schule tauchte ich bei „Occasion Moser“ zum Dienst auf. Für einen Zehner die Woche. Das waren 10 Schachteln Zigaretten. Man fand in mir einen willigen Jungen. „Willig“, hieß das und war überhaupt das wichtigste. Willigkeit. Da sah man schon mal das fehlende Talent nach, die Intelligenz, die Kraft. Bereit zu schufteten. Ohne zu murren und ohne „Extra-Einladungen“. Einer der tat, was von ihm verlangt wurde. So einer war ich. Es machte mir nichts aus.

Manchmal fuhren wir mit dem kleinen Laster raus, wo Moser die Bauern über den Tisch zog, und billig Möbel zusammenkaufte. Buffets in massiver Eiche, und solcher Stoff. Die luden wir dann auf den Laster und wuchteten sie in seinen Laden. Das Zeug war schwer. Ich war 10 Jahre alt und machte die Arbeit eines Möbelpackers.

Ich begann regelmäßig Zigaretten zu kaufen. Ich glaube, alle die rauchten, hatten einen Job. Wir Raucher waren berüchtigt für unseren Fleiß. Nur Gartenarbeit war mir verhasst. Aber wir mussten. Familienstress. Wir zogen unser Gemüse selber. Die Nachbarn ebenso. Jeder Mieter in den 4-Familienhäusern hatte ca. 1 Are Garten zur Verfügung. Am Abend waren die Männer, nach der Arbeit, in ihren Gemüsebeeten anzutreffen. Wenn ich aus meinem Mansardezimmerfenster blickte, konnte ich ihre gebeugten Rücken im weißen Feinripp sehen. Oder wie sie an den Zäunen, auf ihre Harken gestützt, ein Schwätzchen hielten. Oder mit Gartenschläuchen die Abgase ihrer Mopeds in die Mäusegänge einleiteten und zusahen wie die Mäuse im Garten des Nachbarn wieder auftauchten. Auch die Frauen waren da. Aber weniger. Der Gemüseanbau war die Domäne der Männer. Niemand gab Geld für Gemüse aus. Wir aßen Bio. Damals kannte man dieses Wort nicht mal. Fleisch gab es ein- oder zweimal in der Woche. Mir war's recht. Ich mochte kein Fleisch. Damals machte man ernährungstechnisch alles richtig. Heute brauchen die gleichen Leute einen Ernährungsberater. Fleisch war teuer. Als die Leute etwas wohlhabender wurden, fingen sie an, jeden Tag Fleisch zu essen. Fleisch war ein Synonym für Wohlstand. Es ging aufwärts. Mit jedem verzehrten Kotelett. Niemand

kannte jemanden, der einen kannte, der einen Herzinfarkt erlitten hatte. Diabetes mellitus war der Name eines noch unentdeckten Pharaos. Alle Männer rauchten. Wir unterschieden sie an der besonderen Art zu husten. So wie wir anhand der Motorengeräusche die Automarken erkannten. Mein Freund Urs kannte alle. Ich nicht. Autos waren mir egal. Sind es noch immer.

Ich kündigte bei „Occasion-Moser“, indem ich einfach nicht mehr hinging. Stattdessen nahm ich einen Job in einer Gärtnerei an. Ich fuhr mit meinem Moped Blumengebilde oder Trauerkränze zu den Kunden. Vor allem Kränze. Und Azaleen. Ein ganzes Treibhaus nur Azaleen. So lernte ich den Tod kennen. In einem dunklen und kühlen Zimmer. Ich dachte: „Warum liegt denn Oma in der Kiste?“ Das war meine erste Begegnung mit dem Tod. Das Trinkgeld fiel durchschnittlich aus.

Überhaupt Trinkgeld. Das gab der Arbeit eine neue Komponente. Bei Moser hatte es kein Trinkgeld gegeben. Aber hier schon. Trinkgeld ist eine feine Sache. Vor allem für den Geist. Es schärft ihn. Ebenfalls die Wahrnehmung, und es fördert die Menschenkenntnis und Kreativität. Auch lassen sich vortreffliche Wetten abschließen. Zur Not mit sich selber. Während man wie ein Affe im Mopedsattel hockt und mit 30 Km/h über Land hottert, kann man sich die Zeit mit Milchmädchenrechnungen vertreiben. Mit Spekulation. Sie begannen alle mit: „Wenn...“ Das machte irgendwie Spaß. Trinkgeld verschaffte einem kleine Kicks. Überraschungen und Enttäuschungen gleichermaßen. Ich war versessen auf Trinkgeld. Sagen wir, auf die Institution Trinkgeld. Menks Familie besaß eine Autowerkstätte mit Tankstel-

le. An manchen Wochenenden gaben wir die Tankwarte. Wir hockten im Glashaus, rauchten Gauloise gelb mit Filter und warteten auf Kunden. Wir schlossen Wetten auf die Höhe der Trinkgelder ab. Schätzten die Kunden ein. Mit der Zeit liegt man fast immer richtig. Je entspannter der Kunde, desto mehr Trinkgeld. Simpel. Was waren wir für freundliche, kleine Wichser! Aus Langeweile. Naja, auch weil wir kein Fixum hatten. Nur Trinkgeld. Gut für Menks Familie. Aber auch gut für uns. An einem Pfingstsonntag machten wir mal sechzig Eier. Das waren 7 Stangen Zigaretten, Freunde. Und dafür gab ich den Raps letztendlich auch aus. Damals. Und noch lange Zeit danach. Sonst hatte ich keine Wünsche. Naja, was gab es denn schon? Plattenspieler? Solche Sachen waren unerschwinglich. Das Leben war teurer als heute. Da soll man sich nicht täuschen. Wenn die billigsten Schischuhe damals 70 kosteten, so bedeutete das den halben Wochenlohn eines Familienvaters. Oder nahebei. Zwanzig Jahre später arbeitete der Familienvater einen halben Tag für ein Produkt, das dem von früher in allen Belangen überlegen war. Billiger, besser. Es gab nichts zu kaufen. Nichts interessantes. Die interessanten Ding waren scheinbar teuer. Das war was für Sparer. Ich war Raucher. Damit hatte ich so früh angefangen, dass für mich das Gleiche galt, wie für Blaise Cendrars: „Seit wann rauchen Sie?“ „Schon immer“, hatte er geantwortet. Rauchen war okay. Vermutlich mehr als okay. Wie Jeans.

Am Mittwochnachmittag goss ich die Azaleen in den Treibhäusern. Tausende Azaleen in braunen Tontöpfen. Auf stufenförmig angelegten Regalen. Leiter rauf, Leiter runter, Wasser fassen, Leiter rauf. Ich begann die Mitt-